

tenheit angestaunt. Die als Flur- und Platznamen auftretenden Bezeichnungen „Kohlplatte“, „Kohlloch“ und „Kohlhäusle“ lassen darauf schließen, daß das Kohlenbrennen in unserer abgeschiedenen Waldklausen ein häufig geübtes Gewerbe war. Und es ist noch nicht ganz ausgestorben. Noch haben in unserem Bezirk zwei Veteranen der altehrwürdigen Köhlerei „allen Gewalten zum Trotz, sich erhalten.“ Der eine befindet sich in unmittelbarer Nähe von uns. Wenn wir auf der Straße talaufwärts gehen und uns beim Friedhof der Gemeinde Enzthal befinden, sehen wir ihn rechts im Talgrund rauchen. Der andere befindet sich im Tal der kleinen Enz.

Ein kreisrunder Platz, der mit feinem schwarzen Sand bedeckt ist, das ist die „Kohlplatte“. Hohe und langgestreckte Holzbeigen umgeben die kahle Fläche, auf welcher mit rußigem Gesicht der Köhler seine Arbeit verrichtet. Der Laie, der von der „schwarzen Kunst“ nichts versteht, hat manches zu fragen und mit einem Gefühl des Erhabenseins gibt uns der Köhler bereitwilligst Auskunft. Abfallholz, Gipfel und Aeste muß er zu einem billigen Preis kaufen, wenn er noch etwas verdienen will. Wir sehen ihm zu beim Aufbau des Meilers, der neben harter Arbeit auch etwas Geschick erfordert. Mit dem Luftkamin wird begonnen. In der Mitte des leeren Kreises werden einige, etwa 5 m lange Stangen in die Erde getrieben und mit Flechtwerk umbunden. Um diesen Luftschacht wird dann das Holz im Kreise, leicht geneigt, aufgestellt, bis derselbe den Durchmesser von etwa 10 m erreicht hat. In wagrechter Lage kommt darauf eine zweite Schicht und darauf eine dritte von kurzen Hölzern. Der Rohbau des Meilers, der jetzt die Form einer Kuppel hat, ist fertig. Er wird mit einem Rasenmantel bekleidet und mit Moos und feinem Sand abgedichtet. Die schwierigste Arbeit ist jetzt getan und er kann angezündet werden. Der Hohlshacht in der Mitte, der offen geblieben ist, wird mit glühenden Kohlen gefüllt und ihm oben eine Kappe aufgesetzt. Damit sich die Hitze im Innern gleichmäßig ausbreitet, werden von Zeit zu Zeit Löcher in den Mantel gestoßen, durch welche der Rauch abzieht. Tag und Nacht muß der Köhler darüber wachen, ob die Glut nicht erstickt oder die Dämpfe, die sich bilden wenn das Holz feucht ist, den Mantel nicht zerreißen. An der Farbe des Rauches sieht er, ob alles in Ordnung ist oder nicht. Grauer Rauch ist ihm immer ein Warnungszeichen, auf der Hut zu sein. Schnell werden in diesem Fall die Löcher verstopft und weiter unten neue eingestoßen, bis nach etwa 5 Wochen der Meiler gleichmäßig durchgebrannt ist. Blauer Rauch sagt ihm, daß das Brennen ordnungsmäßig vor sich geht. Ist der Meiler abgekühlt, so wird ihm der Mantel abgezogen, die Kohlen auf hohe Kastenwagen verladen und nach der Goldstadt Pforzheim geführt, wo sie in der Edelinindustrie zum Löten und Polieren verwendet werden. Aus den etwa 120 Raummeter Holz, die zum Aufbau des Meilers verwendet wurden, sind etwa anderthalbmal soviel Zentner Kohlen geworden.

Die Flößerei

Es fällt heute schwer, in dem völlig veränderten Landschaftsbild mit ganz anderen Wirtschaftsformen uns die Zeit der

Flößerei vorzustellen. Und doch ist noch es gar nicht so lange her, seit das letzte Floß talabwärts gezogen ist. Im Ständeregister ist der Beruf der Flößer noch nicht ausgestorben und in Gompelscheuer leben noch verschiedene Vertreter dieser ehrbaren Zunft. Das letzte Floß soll im Jahr 1921 auf der kleinen Enz befördert worden sein.

In den Städten am Rand des Schwarzwaldes herrschte immer Nachfrage nach Holz. Die Wege waren aber in früherer Zeit, wenn überhaupt solche vorhanden waren, so schlecht, daß eine Beförderung des Holzes mit Fuhrwerken unmöglich war. Der Fluß bot die einzige Möglichkeit, das Holz aus den tiefen Wäldungen herauszubringen. Schon aus den Jahren um 1500 liegen urkundliche Berichte vor, die besagen, „daß das Holtz do har kommet uff de Kintzigen“. Akten aus derselben Zeit weisen nach, daß auch schon auf der Murg geflößt wurde.

Etwa 200 Jahre später gibt Sebastian Münster einen Bericht, in welchem auch die Flößerei auf der Enz erwähnt wird und der folgenden Wortlaut hat:

„Das Volck, so bei der Kyntzig wohnt, besonders umb Wolfach, ernehret sich mit den großen Bawhölzern, die sie durch das Wasser Kyntzig gen Straßburg und den Rhein flötzen und groß Geld jährlichen erobern. Deßgleichen thun die von Gerspach und andern flecken; die an der Murg gelegen sind, die das bauholtz durch die Murg in den Rhein bringen, gleichwie die von Pforzheim durch die Enz groß flötz in den Neckar treiben. Also mag ich auch sagen von der Tonaw, die ihren fluß gegen der Sonnen auffgang hat.“

In den Tälern, in welchen die Flößerei stark betrieben wurde, schlossen sich die Schiffer zu Genossenschaften zusammen, um die Wasserwege im Stand zu halten und den Betrieb zu regeln. Die Murgflößer hatten sogar ihren eigenen Wald, der unter dem Namen Murgschifferschaftswald, kurz Schifferwald, an das Forstamt Enzklösterle angrenzt. Die Murgschifferschaft hat sich Jahrhunderte bis in die Neuzeit erhalten. Sie hat im Murgtal eigene Sägewerke für ihren etwa 20 000 Morgen umfassenden Waldbesitz. „Sie besaß diesen Grundbesitz schon, als sie aus dem Dunkel der Zeit in das Licht der Geschichte eintrat. In einem 1870 erschienenen Buche „Die Murgschifferschaft in der Grafschaft Eberstein“ legt Emminghaus die Sache folgendermaßen zurecht: Als nach den Kämpfen zwischen den Alemannen und Franken wieder mehr festere Ansiedlungen gegründet wurden, bildeten die Ansiedler in der Waldmark des Murggebiets eine Markgenossenschaft. Nach und nach bildeten sich Einzelagenturen, indem einzelne aus der Markgenossenschaft ausschieden und für sich hausten. Sieben Stämme hielten beieinander aus und bewirtschafteten ihre Wälder und Felder gemeinsam, bauten am Flusse Sägmühlen an und legten den Grund zum Holzhandel des Tals. Wann diese Murgschifferschaft mit ihrem Waldbesitz entstanden ist, mit ihrer eigenartigen Einteilung in 7 Stämme, und mit ihren eigenartigen Rechten, weiß niemand. Die Anrechte an diese Sägemühlen und Waldkomplexe sind in kleine Portionen geteilt, können verkauft, verliehen und verpfändet werden und heißen von jeher „Schifferhändel“, „Bordschiffsreste“. Die Schifferschaft hat eine eigene Be-

zirksforstei in Forbach als Aufsichtsbehörde und im Rathaus in Gernsbach werden eigene Grund- und Pfandbücher über den schifferschaftlichen Grundbesitz geführt. Die heutigen Namen der sieben Stämme aus dem 16. und 17. Jahrhundert sind: Nikolaus Weiler, Heinrich Umgeter, Georg Rauch, Jakob Kast, Graf Grons-feld, Georg Heinzmann, Anton Dürr.“

Die Hollandflößerei kam etwa um 1700 auf und bedeutete für die Schifferschaften einen Höhepunkt, der nur in den Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts und nach dem Ausgang des siegreichen Feldzuges von 1870/71 wieder erreicht wurde. Die Holländer begehrten starkes Stammholz, dadurch mußte eine Neuerung auf dem Gebiet der Flößerei eingeführt werden. Während bisher nur Bretter- und Dielwaren befördert wurden, mußten jetzt die ganzen Stämme wild zu Tal gelassen werden. Am Einbindplatz wurden sie zu Floßen zusammengebunden. Ein solcher Einbindplatz war unterhalb des Waldhorns und beim Lamm in Gompelscheuer. Bei der Wildflößerei wurden die Stämme und Hölzer ins Wasser geworfen und vom Land aus mit Haken und Stangen geleitet.

Mit der Aufwärtsentwicklung der Flößerei ging Hand in Hand eine Teilung der verschiedenen Arbeiten. Eine Reihe von Berufen wird genannt: Waldschiffer und Rheinschiffer, Floßknechte und Rheinknechte, Waldhauer, Waldknechte, Binder, Wieder und Oechsner. Von den Schifferschaften wurden Höchstgrenzen für die Ausmaße der Flöße festgesetzt. Von den Kinzigflößen wissen wir, daß dieselben bis 400 Meter lang und 6 Meter breit sein durften. Wenn man fernerhin weiß, daß in der Blütezeit auf der Kinzig jährlich etwa 200 Flöße befördert wurden, kann man sich nicht nur von der Menge des verflößten Holzes, sondern auch vom einstigen Holzreichtum des Schwarzwaldes einen annähernden Begriff machen.

Betrachten wir die Enz in Enzklösterle bei mittlerem Wasserstand, so fällt es uns schwer, auch wenn wir viel Phantasie aufbieten, uns darauf ein Floß von nur geringen Ausmaßen vorstellen zu können. Haken und Stangen werden unentbehrliche Werkzeuge gewesen sein. Durch diese Bearbeitung, die bei der Wildflößerei nicht zu vermeiden war, kam das Holz oft arg zerschunden an Ort und Stelle. Schon frühe kam man deshalb auch in den kleinen und engen Seitentälchen zum Einbinden. Um die nötige Wassermenge zu erhalten, war im hinteren Talgrund ein Weher gestaut, der seine Schleusen öffnete, sobald das Holz zum Verflößen bereitlag. Zu diesem Zweck wurde einst der Poppelsee und Kaltenbachsee angelegt.

Am Einbindplatz wurden die Stämme von gleicher Länge mit Tannenwieden zu „Gestören“ zusammengebunden. Die hinteren Gestöre waren breiter, als die vorderen, der letzte, der Wedel, war am Ende nicht zusammengebunden. Von dem Schwellwasser des Wehrs wurden die Stämme in wilder Fahrt, krachend, sich auf- und niederbäumend zu Tal getragen. Vom „Vorplätz“ aus lenkte der Steuermann durch Zurufe, die meist nicht gerade schmeichelhaft waren, das gewaltige Fahrzeug. Es waren derbe Gestalten, diese Flößer und machten in ihren langen, weitschaftigen Stiefeln einen abenteuerlichen Eindruck. Manchen hat die Abenteuerlust

nicht nur an den Neckar und Rhein, sondern auch in fremde Lande getrieben. Allerlei sagenhafte Gestalten, von welchen der Holländermichel am bekanntesten ist, wurden von der Volksseele erfunden.

Mit der Köhlerei und Flößerei ist das Kapitel der alten Schwarzwaldgewerbe noch nicht erschöpft. Sie sind hier ausführlicher behandelt, weil sie im oberen Enztal stark betrieben wurden.

Wie die Köhlerei, so gestattete auch die Glasbläserei eine bessere Ausnützung des Holzreichtums. Die Glasbläser wurden in die Gegenden geschickt, die von der Flößerei nicht mehr berührt werden konnten. Wie die Harzer und Pottascher, so finden wir daher auch die Glasbläser in den hintersten Waldungen. Der Name „Glashäuserwald“ südlich von Poppeltal, bei Urnagold berechtigt zu der Annahme, daß auch in unsrer Gegend Glashütten bestanden haben, etwas Sicheres ist darüber nicht bekannt. Im südlichen Schwarzwald werden sie schon um die Wende des 13. Jahrhunderts erwähnt.

Der Name „Aschenloch“ läßt auf die Gewinnung von Pottasche schließen. Sicherer ist, daß unser Wald der Ausbeute der Harzer preisgegeben war. Im Gebiet am Kniebis wurden „alle Jahr 200 und etliche mehr Centner Hartz von den Thannbäumen gesammelt und gen Straßburg verkaufft.“ Die Harzgewinnung lebte über die Kriegszeit wieder auf und wer den Enzhangweg (am Waldrand auf der östlichen Talseite) entlang geht, sieht zuweilen an den Forchen bis auf das Holz eingekerbte Rillen, die in einer senkrechten Rille auslaufen. Es wurde sowohl an Fichten wie an Forchen geharzt. An den Forchen ging die Harzgewinnung folgendermaßen vor sich: am ersten Tag wurde die senkrechte Rille gerissen und außerdem eine Rille nach rechts und links. Nach Verfluß von zwei bis drei Tagen wurde das Gefäß geleert und wieder je eine Rille nach rechts und links angebracht usf. Auf diese Art entstanden die Rillen, wie sie heute noch sichtbar sind.

An den Fichten wurden „Lachen“ angebracht, d. h. die Rinde wurde vom Boden an in Streifen von etwa 2 m Höhe und 10 cm Breite entfernt, so daß an den entblößten Stellen das Harz hervorquoll, welches von Zeit zu Zeit abgescharrt wurde. Jede Fichte erhielt zwei bis drei solcher „Lachen“.

Heute ist das Harzen in unseren Waldungen mit Recht wieder eingestellt, denn vom forstwirtschaftlichen Standpunkt aus ist es zu verwerfen. Auch das Rußbrennen muß in unserem Tal getrieben worden sein, worauf der verschiedenmal auftretende Name „Rußhütte“ hinweist. Die Eisenbahn, das Aktiensägewerk, die Motorisierung des Verkehrs, die fabrikmäßig hergestellten Massenartikel haben noch so vieles verdrängt, was dem Schwarzwald ur-eigen und typisch war.

Die Bewohner

Die Besiedelung des oberen Enztals erfolgte eigentlich erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Eine Mahlmühle, Gompelschouer genannt, eine Sägmühle, der Enzmaierhof und der Hetschelhof waren fast zwei Jahrhunderte lang die einzigen Ansiedlungen. Das „Klösterlein zu de entz“, das 1145 geweiht wurde, löste sich infolge